

Wunderbare Warnung.

Erzählung.

In einem großen freundlichen Dorfe lebten vor vielen Jahren zwei junge reiche Bauern, Christoph Beit und Martin Jürgens mit Namen. Beide waren von ihrer frühesten Jugend auf schon die besten Freunde gewesen, obgleich sie, was äußerliches Ansehen der Person, Herz und Gemüth anbetraf, von sehr verschiedener Natur waren. Christoph war ein schlanker blonder Mann, und ein sanfter stiller Charakter, zur Genüge aus seinen freundlichen blauen Augen zu erkennen. Martin dagegen war von starkem Körperbau. Eine Fülle tiefschwarzer Locken umrahmte seine bleichen Büge, und die flammenden, stehenden Blicke seiner großen dunkeln Augen deuteten unverkennbar auf ein wildes, leidenschaftliches Temperament.

Ihre Freistunden und Feierabende pflegten die beiden Freunde gewöhnlich zusammen im Wirthshaus „Zur schattigen Linde“ zuzubringen, wo stets eine kleine Gesellschaft munterer junger Leute versammelt war, um hier nach des Tages Last und Mühe den braunen Gerstensaft des Vater Fränzel, (so wurde der dicke Lindewirth allgemein im Dorfe genannt,) zu proben und sich gutschmecken zu lassen.

Hinter dem Wirthshause lag ein hübscher, freundlicher Garten, in welchem sich vor allen anderen Bäumen eine große, mächtige Linde auszeichnete und nach welcher auch das Wirthshaus seinen Namen erhalten hatte.

Ihre breiten dichtbelaubten Zweige verbreiteten in heißen Tagen ringsum eine angenehme Kühle, und überhaupt sah es sich dort, wenn in der duftigen, blühenden Lindentrone die kleinen Vöglein ihre munteren, süßen Lieder sangen, so still, so friedlich und träumerisch, daß die große, schattige Linde längst der allgemeine Lieblingsplatz sämmtlicher Gäste geworden war.

Es war an einem schönen Frühlingsabend. Christoph und Martin saßen gemüthlich unter der Linde in heiterem Gespräch vertieft, während jeder von ihnen ein großes Glas Bier vor sich stehen hatte, als Fritz Steffen, ein Bekannter von Beiden, zu ihnen trat.

„Freunde, begann derselbe, wißt ihr schon ganz was Neues? Morgen kehrt ja des alten Fränzel Tochter heim.“

„Was, plazen Christoph und Martin fast zu gleicher Zeit heraus, die Liesbeth, die vor etwa zehn Jahren zur Tante nach der Stadt zog?“

„Ja, erwiderte Steffen, sich einen Augenblick an dem Erstaunen der beiden Freunde weidend, und, wie es heißt, soll sie verdammt schön geworden sein.“

„Nun, nun, lachten die beiden Andern, das ist weiter kein Fehler, sie soll uns herzlich willkommen sein. Suchhe! mit der Liesbeth wird ein neues Leben in der Linde beginnen, und das Bier von ihrer Hand gereicht, soll uns noch einmal so gut munden.“

Am anderen Tage wimmelte es in der Schenke von Gästen, kein Apfel konnte zur Erde, wie man so zu sagen pflegt.

Jeder war herbeigeeilt, um die schöne Liesbeth zuerst zu begrüßen, und Jeder wollte sich zuerst von der Wahrheit des schnell verbreitenden Gerüchtes überzeugen, ob sie denn wirklich so schön wäre, wie es allgemein hieß. Und wahrlich, daß Gerücht hatte nicht gelogen, ihre Erscheinung übertraf noch bei weitem die kühnsten Erwartungen sämmtlicher Bewohner des Dorfes.

Vor etwa 10 Jahren war Liesbeth's Mutter gestorben.

Ihr Vater, der Lindewirth Fränzel, sah wohl ein, daß es ihm bei seinem Geschäft als Gastwirth an Zeit fehlen würde, der Erziehung des damals etwa siebenjährigen Mädchens die nöthige Aufmerksamkeit und Pflege zu widmen, und daß gerade jetzt dem noch so jungen, mütterlosen Kinde die leitende Hand, freundliche Milde und sorgsame Umsicht eines weiblichen Wesens doppelt nothwendig sei, um in seinem jugendlichen Herzen schon frühzeitig seinen Keim von Rechtlichkeit und Menschenliebe, verbunden mit einem festen, innigen Gottvertrauen, zu erwecken, der da selten verfehlt, in späteren Jahren die schönsten Früchte zu tragen.

Nach einem Hin- und Herfinten glaubte der Lindewirth jenes weibliche Wesen gefunden zu haben, welches ihm am meisten befähigt und berechtigt dazu schien, um demselbigen die weitere geistige und körperliche Fortbildung seiner kleinen Tochter Liesbeth anzuvertrauen. Es war dies die Schwester seiner verstorbenen Frau, eine sanfte, gutmüthige Dame, die ungefähr einige achtzig Meilen von Liesbeth's Heimath entfernt, in einer hübschen Provinzialstadt als wohlhabende kinderlose Wittwe lebte.

Benige Tage darauf sah Vater Fränzel mit seinem Töchterchen auf der Eisenbahn, und gar bald befand sich die kleine Liesbeth bei ihrer Tante Hannchen, welche das niedliche Mädchen mit den schönen blauen Himmelsaugen herzlich bewillkommnete und freundlich mit Obst und Kuchen tractirte.

Da lebte nun die kleine Liesbeth manches lange Jahr bei ihrer guten freundlichen Tante Hannchen, und gedieh gar herrlich an Leib und Seele. Vater Fränzel reiste von Zeit zu Zeit hinüber zur Tante Johanna, um zu sehen, was sein Töchterchen mache.

Jedesmal bei seiner Wiederkehr fand er sie schöner und lieblicher, so daß er den Tag, wo er sie der Obhut und Pflege der Tante Johanna entziehen und sie zur Heimath zurückführen wollte, immer mehr hinausshob, da er sich stets sagte, und dies wohl nicht mit Unrecht, daß

seine Liesbeth nirgende besser aufgehoben sei, als gerade bei der guten Tante Hannchen, die ihr eine zweite Mutter geworden war.

Endlich aber, nach fast zehn Jahren, war die Trennung genächt und Liesbeth kehrte als eine schöne blühende Jungfrau in ihre Heimath zurück, die sie als ein kleines siebenjähriges Mädchen verlassen hatte.

Darum also war heute der Zubrang im Wirthshaus „Zur Linde“ doppelt so groß als sonst; Jeder wollte die heimgekehrte Jungfrau, die die Meisten schon als kleines Mädchen gekannt hatten, zuerst wiedersehen und begrüßen. Der Lindewirth blickte mit verzeihlichem väterlichen Stolz auf sein schönes Töchterchen. Lange, kastanienbraune Locken umrahmten in reizendem Chaos unzähliger seidener Ringeln ihr zartes liebliches Gesicht.

Ihre schönen, seelenvollen, in einem wunderbar feuchtem Glanze schimmernden tiefblauen Augen, waren anzuschauen, wie zwei im Morgenthau gebadete Veilchen, auf die der erste Strahl der Morgensonne fällt. Und wie freundlich und herzugewinnend war nicht ihr ganzes Wesen.

Alles an ihr war natürliche Anmuth, jede ihrer Bewegungen eine angeborene Grazie.

Sie war so zart und fein, und sah gar nicht aus wie die Tochter eines Landwirths, sie glich eher einem städtischen Fräulein, und doch war sie auch wieder so unendlich anders als jene stolzen, reichgeputzten Modebamen.

Bei diesen wesentlichen körperlichen und geistigen Vorzügen, die sie weit vor allen andern Mädchen im Dorfe auszeichneten, und von denen sie die letzteren größtentheils der vortrefflichen Erziehung der guten Tante Johanna zu verdanken hatte, konnte es nicht fehlen, daß ihr bald von allen Seiten eine allgemeine Achtung und Verehrung zu Theil wurde.

Die Frauen lobten und achteten ihre freundliche Bescheidenheit und mannigfachen Tugenden, die allein im Stande sind, dem Weibe einen höheren Reiz zu verleihen, während die Männer ob ihrer wunderbaren Schönheit und reizenden Anmuth in heißer Liebe und Verehrung zu ihr entbrannten.

Seit der Ankunft der schönen Liesbeth begann in der Lindenschänke ein neues, reges Leben.

Dieselbe wurde den ganzen Tag über nicht leer. Papa Fränzel, der dicke Lindewirth, lachte sich heimlich ins Häustchen. Er wußte recht wohl, daß er diesen plötzlich so starken Zubrang der vielen Gäste nicht allein der Güte seines Kindes zuzuschreiben habe, sondern daß es eine gar holde liebliche Fee war, die alle diese vielen jungen Becher zur Lindenschänke lockte, und durch einen wundersamen, unwiderstehlichen Zauber gebannt hielt und zu fesseln wußte. In denen, die ebenfalls unter der Herrschaft dieser liebenswürdigen Zauberin standen, gehörten auch unser e beiden Freunde Christoph Beit und Martin Jürgens.

Dieselben waren jetzt tägliche Stammgäste in der Schenke, man sah sie oft stundenlang daselbst verweilen, und dies einzig und allein aus dem Grunde, um in nächster Nähe der schönen Liesbeth zu sein, und vielleicht im günstigen Falle von ihr einen freundlichen Blick oder ein liebes Wort zu erhaschen. Seitdem die beiden Freunde in gleich heftiger Liebe zu der holden Gastwirthstochter entbrannt waren, hatte plötzlich ihre bisher so treue Freundschaft einen merklichen Bruch erlitten, und die frühere, so herzliche gegenseitige Innigkeit war einer entfremdenden Kälte gewichen.

Jeder ging jetzt seinen eigenen Weg, und vermied mit einer peinlichen Kengstlichkeit dem Freunde, in welchem er ja einen Nebenbuhler wußte, zu begegnen. Ebenso suchten sie ihre Liebe sorgfältig vor einander zu verbergen. Traf es sich nun doch einmal, daß sie bei später Nacht das Wirthshaus zugleich verließen und mit einander gingen, so trennten sie sich stets unter gleichgültigen Gesprächen früher und kälter, als dies einst der Fall war.

Ein Jeder schlug schnell seinen eigenen Weg ein, um selig und ungestört an die schöne liebreizende Liesbeth denken zu können. Unter solchen Verhältnissen war ein Jahr zu Ende gegangen.

Und als nun der liebe Frühling wieder in's Land zog und mit seinen tausend und aber tausend Blumen und Blüten das Land schmückte und verschönte, da ging es in der Lindenschänke gerade eben so still und regelrecht wieder zu, wie es vor der Ankunft der reizenden Wirthstochter gewesen war. Liesbeth, die holde, liebliche Fee, die einst alle Gäste entzückte, war verschwunden.

Ein kühner Freier hatte endlich den Weg zu ihrem reinen, jungfräulichen Herzen gefunden, und sie als sein geliebtes schönes Weib heimgeführt, und dieser Glückliche war der sanfte blonde Christoph Beit gewesen. Alle hatten der jungen Frau zu ihrem Manne Glück gewünscht, da sie wohl schwerlich einen besseren hätte finden können, als es der sanfte rechte Beit war, welchem man von ganzem Herzen den Schatz gönnte, den er in der holden Liesbeth gewonnen hatte.

Aber einem gab es im Dorfe, welcher dem braven Beit sein wohlverdientes Glück nicht gönnte, und gar wild und finster dazu dreinschaute, und dieser eine war sein ehemaliger Freund und einstiger Jugendgepöbel, der schwarze, leidenschaftliche Martin Jürgens.

(Schluß folgt.)